

Nr. 88. **Bromberg, den 11. September** **1924**

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war der ledernste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derselben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so tief fühlte, als wär' es ihr selber angetan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber dieser wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seinerFrau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt, die Tür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends ein Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert, wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hintertür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe herauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lange, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Die Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit. Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offene Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhl, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe aufs Pflaster und sagte: ein Besuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wolle ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war's, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrtür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein. Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf. Aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg: er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu tun sei. Als er wieder zurückkam, traf er auf seinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen- und Turmdach zu tun sei, damit das Resultat derselben noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren: ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmtüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit

einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig zu; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassenderen Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Debatte immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre, wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. In dessen Zügen sah er ein Etwas ausgedrückt, das seiner eigenen Meinung zu entsprechen schien. Und was sagen Sie? wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an, sagte der Ratsherr. Apollonius entgegnete, er habe das bereits getan. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, fuhr der Ratsherr fort, wie wichtig die Sache ist. Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen. Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhinigen Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerstört, zum Teil der völligen Zerstörung nah gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr taten, hatten sich viele Platten verschoben und der Nässe das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht selbst den Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er vom Vetter gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu tun. Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserem Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weiteren Gespräche fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, sich tätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wollte. Über seine Mittätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden. Ich gehe gleich mit Ihnen, sagte der Ratsbauherr, und spreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten freihalten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden. Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr; ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Er lächelte dazu und der Bauherr wechselte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in seiner Bescheidenheit errötete, und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer ins Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderlich miteinander kämpften. Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich; der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es schien ein Etwas auf dem Antlitz, das sich schadenfreuen schien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: du versiehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du? hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen und wäre das nicht so verdient gewesen. Ja, sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach; ja, die Jugend! er ist jung. — Und doch schon so tüchtig! ergänzte der Bauherr. Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: die Jugend gilt heutzutag in der Welt! Ja, er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen tun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh. Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius solle sich des Dableibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: du bleibst; hörst du?

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt. So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt. Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hereinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, er verlegte nichts, er suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja, sie machte ihn eigensinniger. Er übersah darum kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es tat, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick lang, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von anderen aufgenommen. Für ihn gab es kein Allein und kein vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden. Er empfand, er war nicht allein seines Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er war noch eine besondere moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte tun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er wußte nicht, daß kein Bewußtsein einer solchen dazu nötig war; er hätte ohnedies getan, was er vermocht; er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu beseitigen. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja, daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemütliche Geselle grinsend vor Fritz Nettenmair. Er sagte: mit dem ersten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu sagen. Wird nicht lange dauern das! Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und übersah die Gebärde, die ihn reizen sollte, zu fragen, wie der Gesell das meine mit dem nicht lang dauern. Er ging nach der Wohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Rechtschaffenheit? Geschäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl sagt? Ich weiß, warum du dich aufdringst und einnistest, du Federchensucher! du Staubwischer! Tu'

unschuldig, wie du willst, ich — er machte die Gebärde, die hieß: „ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!" Damit wandte er sich nach der Tür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst. — Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterladen wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrak, er erschrak mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und herab, hin und her, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monde, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt's, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüstungen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören's mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lange währt das Pochen, dann verstummt's. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend, schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein Paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind und die fliegende Rüstung fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen, als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sicheren Erde wird, wenn er hinaufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber eh' er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein, — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sicheren Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihnen zurück, er kann ihn erschrecken! Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die er von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tötliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blicks, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Und der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen an allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

(Fortsetzung folgt.)

Meerfahrt.

Von Walter Möller-Oranienburg.

Der letzte Akkord!

Der Kapellmeister legt den Taktstock aus der Hand. Nur einmal folgt er dem Hervorruf der Zuhörerschaft, dann steht er, nach einer abschiednehmenden Verneigung gegen seine Musiker im Vorzimmer des Saales, wo ihm der Kassierer den unscheinbaren Überschuß des Abends aufzählt.

Hastig rafft der Musiker die wenigen Scheine zusammen und stürmt an den heiter plaudernden Gruppen der Konzertbesucher, die das Haus verlassen, vorüber durch die spärlich beleuchteten Straßen der Baltenstadt Riga. Sein Blick fällt auf einen Plakataushang im Fenster eines Gasthauses.

„Konzertanzeige."

„Da ich in diesen Tagen die für mich wohl betrübende Nachricht von meiner Entlassung aus der bis jetzt von mir bekleideten Stelle am hiesigen Theater erhalten habe, weil diese Stelle von Herrn von Holtei für das künftige Jahr bereits einem anderen zugesagt ist, so würde es mir sehr wohltuend sein, aus der Teilnahme für dieses mein Konzert entnehmen zu können, daß ein verehrtes Publikum mit meinem Fleiß und ungetrübten Eifer bei meinen Leistungen ebenso zufrieden sei, als sich mein jetziger Direktor, Herr Hoffmann, mir darüber bezeigt hat."

Der Kapellmeister blickt zurück auf die wenigen hundert Menschen, die hinter ihm aus dem Konzertsaal kommen. Dann tastet seine Rechte nach der schmalen Brieftasche, die den kargen Lohn für ein Jahr aufreibenden Theaterlebens in Gestalt des geringen Konzertüberschusses birgt. Nicht genug, nur einen Bruchteil der drückendsten Schulden bezahlen zu können oder gar die wertvollsten, zum Pfandleiher gebrachten Gegenstände einzulösen. Und auf diesem vorgeschobenen Posten im Ostlande, weit ab von allen Verbindungen, auch keine Aussicht auf Anstellung in neuem Wirkungskreis.

Leise tritt er ins Haus. Es steht dunkel in der Reihe der anderen der stillen Nebenstraße. Sollte seine Frau schon zur Ruhe gegangen sein? Ein bitteres Lächeln spielt um seinen Mund. Sie wird im Finstern seiner harren. Lampenöl kostet Geld.

Als er die Tür aufgeschlossen, fühlt er einen feuchtwarmen Hauch an seiner Hand und vernimmt ein leises freudiges Knurren. „Du treues Tier", murmelt er, den großen Hund streichelnd.

„Nun, gut gelungen das Konzert?" tönt ihm aus der dunklen Fensternische die Stimme seiner jungen Frau entgegen. Aber er hört aus dem Willkommengruß, der froh klingen soll, nur die müde, bange Frage: „Bringst du genug Geld mit heim, damit wir weiter leben können?" Da stürzt er vor ihr in die Knie zusammen, und all der Groll des strebenden, nach Anerkennung und sicherer Lebensgrundlage ringenden Künstlers, den die Not mit unbarmherziger Riesenfaust immer wieder zu Boden zwingt, würgt in ihm empor und schüttelt seinen Körper in wildem Schmerz. — —

Langsam graut ein naßkalter Vorfrühlingstag herauf. Da schreiten zwei durch Überkleider vermummte Gestalten, begleitet von ihrem Hunde, durch die verschlafenen Straßen der Stadt Riga deren Weichbilde zu und verschwinden im ungewissen Nebel, der schwer über der Landstraße lagert, auf der die ersten Bauernfuhrwerke klappern. — — — —

„Raff noch een Lappen tosamen, August!" Der Kapitän des Segelschiffes schreit's hinauf zu dem Mann, der mit einem Schiffsjungen auf der Raa hockt. Doch die beiden vernehmen kein Wort, so saust und heult der Sturm durch die Taue, donnern mit vernichtender Gewalt die Wogen heran, um wie wütende Raubtiere, schäumend vor hungernder Gier, hoch an den Planken emporzuspringen und auf Deck niederzuprasseln.

Nur noch ein Stück Leinwand, von unten nicht viel größer als ein Taschentuch erscheinend, bläht sich am Mast. Alles andere ist hereingeholt, und doch jagt das Schiff wie gehetzt über die See. Manchmal ist es, als wolle es aus lähmender Angst in seinem Lauf stocken, wenn sich Riesenschlünde wie die Rachen sagenhafter Ungeheuer vor ihm öffnen. Aber vom heiser und gell kreischenden Sturm vorwärts gepeitscht, stürzt es in den Abgrund hinein. Wasserberge schlagen krachend über dem Segler zusammen, tausendmal scheint er verloren, aber immer wieder kämpft er sich empor, um im nächsten Augenblick aufs neue hinabgestürzt zu werden.

Der Mann am Steuerrad flucht. Gleich darauf bekreuzt er sich hastig.

Bei leichter, der Fahrtrichtung günstiger Ostbrise hatte man den kleinen ostpreußischen Hafen verlassen. Nun war es schon der dritte und schwerste Sturm, der dem Segler übel mitspielt.

Über den Wasserkratern werden die Schatten dunkler. Aber die hereinbrechende Nacht bringt die ersehnte Ruhe nicht. Nur furchtbarer toben die Elemente und im fahlen

Mondlicht jagen zerfetzte Wolken dahin. In ihrem Schatten schnellen die hochaufgepeitschten Wogen zu schaurigen Meergespenstern empor, die mit grauenhaften Fratzen das Schiff bedrohen.

Plötzlich übertönt das schrille Pfeifen und wüste Lachen der Sturmbraut das Sausen und Klatschen der Taue ein splitterndes Krachen. Der Kapitän stürzt nach hinten. Aus dem totenfahlen Gesicht und weitaufgerissenen Augen des Steuermanns, der sich an das Rad festgebunden, um nicht über Bord geschleudert zu werden, blickt ihn das Entsetzen an.

„Das Steuer ist gebrochen", schreit ein Mann, der plötzlich neben ihnen steht und sich an dem Kajütenaufbau festklammert. Eine Sekunde zuckt es wie jähes Erstaunen über des Kapitäns Züge. Er hat längst nicht mehr an den einzigen Fahrgast, den kleinen Musiker, gedacht oder ihn wenigstens bei seiner Frau in der Kajüte vermutet. Doch die Not duldet kein Überlegen. Nur rasches Handeln kann das Schiff retten. Die drei Männer versuchen das Notsteuer anzubringen. Erst nach langem vergeblichen Bemühen gelingt es. Zerschunden und blutend reicht der Kapitän dem Passagier die Hand, um ihm mit stummem Druck für die Hilfe zu danken. So viel Zähigkeit und Ausdauer hätte er dem kleinen jungen Mann niemals zugetraut. Da brüllt der Steuermann wie ein Irrer auf. Seine Rechte deutet zur Seite: Ihrem Schiff ganz nahe gleitet ein anderer Segler vorüber, dessen geblähte Leinwand vom Schein der Backbordlaterne des begegnenden Schiffes blutigrot leuchtet.

„Der ewige Meerfahrer ist's!" gellt des Steuermanns Aufschrei. Doch schon verschwindet das fremde Schiff hinter ihnen im Dunkel der Nacht. Nur die Hecklichter leuchten noch ein paar mal über den Wellenbergen hervor.

„Altes Flennweib", schimpft der Kapitän, der nach dem ersten Schreck rasch die Selbstbeherrschung wiedergewonnen. „Siehst schon in jedem andern Kahn Gespenster."

Auch der Musiker hatte eine Bewegung raschen Erschreckens gemacht. Das Unwetter, die aus altem Seemannsaberglauben geborenen Sagen, die er an Bord des Schiffes fast täglich während der schon mehr als zwei Wochen währenden Reise gehört hatte, waren schuld daran, daß er Geister sah.

Da meldet der Mann im Korb: „Leuchtfeuer in Sicht!" Nicht lange darauf zwinkert ihnen wie ein freundliches Auge ein Blinkfeuer der skandinavischen Küste entgegen, und als sie den Nothafen anlaufen, ist der kleine Kapellmeister unter Deck verschwunden. Erst als die Morgenhelle in das runde Kajütenfenster blickt, erlischt die trübe Öllampe, bei deren Schein der Mann, noch durchbebt von dem Naturschauspiel der Nacht und unter dem Eindruck der Begegnung mit dem fremden Segler, in fliegender Eile die Geschichte vom ewigen Meerfahrer zu Papier brachte, der verdammt ist, unstet auf dem Ozean zu leben, ohne die Ruhe des Todes finden zu können.

Einige Jahre später.

Das Dresdener Hoftheater ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Aus dem Orchester noch ein kurzes Nachstimmen und Präludieren der Instrumente, dann nimmt der Kapellmeister am Pulte Platz. Ein aufmunterndes Nicken nach rechts und links zur Musikerschar. Jetzt strafft und reckt sich die kleine Gestalt des Dirigenten empor, wie die eines Heerführers im Sattel, der seine Scharen zum Siege führt. Dann hebt sich der Stab und plötzlich stürmt und schrillt es in hohlen Quinten wie ein entfesselter Orkan. Seemannsrufe tönen aus den Bläsern dazwischen, dann rollt es wie mächtige Wogen, die alles unter sich begraben wollen, heran.

Die Leute im Parkett und auf den Rängen vergessen das Atmen. Ist das Musik, wie sie sonst hier erklang? Was da aus dem Orchester aufbrandet, gleicht dem wilden Toben entfesselter Urkräfte, ist das sturmgepeitschte Meer in seiner furchtbaren Schönheit.

Doch jetzt — — Ruhe. Nur noch ein paar Paukenschläge als dumpfer Nachhall. Dann setzt eine weiche Holzbläsermelodie ein, sanft und mild wie ein holdes Frauenbild, dessen Blick allein die Wogen glättet.

Doch kann dem bleichen Mann,
Erlösung einstens noch werden,
Fänd er ein Weib, das bis in den Tod
Getreu ihm auf Erden.

Ein Jubellied auf die Frauentreue beschließt die Ouvertüre. Der Vorhang rauscht empor.

Auf dem Schiff in der Felsenbucht, in die das Meer wild hineinbrandet, verschläft der Steuermann die Nachtwache. Da naht ein zweites Schiff mit blutroten Segeln. Der bleiche Kapitän geht an Land, auf daß sich sein Schicksal erfülle und er durch Weibestreue Ruhe fände in des Himmels Ewigkeit.

Richard Wagner dirigiert seinen „Fliegenden Holländer", den er in einer Sturmnacht in enger Kajüte des Segelschiffes eilig skizziert zu Papier gebracht, nach den Pariser Jahren der Not und Verzweiflung zum ersten Mal.

An des Zaren Geburtstag.

Erinnerung von Sophie von Adelung-Stuttgart.

Es war am Hofe des Zaren Nikolaus I., dessen Geburtstag stets mit großem Pomp gefeiert wurde, und bei dessen Festdiner die riesigen Sterlets und der beste ungesalzene Kaviar herumgereicht wurden. Wenn dann der Schaumwein in den Kristallpokalen perlte und sich alle erhoben, um auf des Herrschers Wohl zu trinken, dann ertönten in demselben Augenblick über der Newa von der Peter Paulsfestung donnernde Salutschüsse. Die Aufsicht über die genaue Ausführung dieser festlichen Kanonade war nebst anderen Dienstleistungen leichter Art einem alten General anvertraut — seinen Namen habe ich leider vergessen —, der sich nicht mehr für den ermüdenden aktiven Dienst im Heere eignete.

An diesem Tage nun, an dem sich unsere Geschichte ereignete, stand der alte Herr im Vestibül an eines der Fenster gelehnt, die auf die Newa gingen, wartend da. Ein junger Page nahte sich ihm mit submisser Höflichkeit und redete ihn an.

„Darf ich mir erlauben, Exzellenz einen guten Tag zu wünschen und zu fragen, welch glücklichem Zufall ich es verdanke, Eure Exzellenz hier anzutreffen?"

Der alte Kriegersmann warf sich in die Brust:

„Junger Mann, das will ich Ihnen sagen. Drinnen setzen sich die allerhöchsten Herrschaften jetzt soeben mit ihren geladenen Gästen an die kaiserliche Tafel. Wenn gegen das Ende des Essens dann die Gesundheit des Zaren, unseres allergnädigsten Monarchen, ausgebracht wird, dann donnern die Kanonen von der Peter Paulsfestung herüber. Daß dies richtig geschieht, dazu bin i c h da!"

„Was Exzellenz nicht sagen! Das ist eine höchst verantwortungsvolle, wichtige Aufgabe in der Tat! Wir Pagen alle sind überhaupt stets voll Bewunderung über die unübertreffliche Gewandtheit, den Scharfsinn, die Sicherheit und Präzision, mit der Exzellenz sich der schwierigsten und heikelsten Probleme entledigen."

„Tatatata . . ." Der alte Herr machte eine herablassend abwehrende Bewegung mit der Hand. „Schmeicheln Sie mir nicht!" Aber der Page fuhr fort:

„Zum Beispiel dies heute mit den Salutschüssen auf der Festung: wie mag das nur zugehen? Drinnen werden die Gläser erhoben und im selben Moment ertönen auch schon dort drüben die Böllerschüsse. Das ist ja fabelhaft!"

„Junger Mann," versetzte der General gönnerhaft, „das will ich Ihnen erklären. Sobald sich drinnen alles erhebt, gibt mir einer der Diener ein Zeichen. Dann ziehe ich rasch mein Taschentuch hervor — sehen Sie, so — und winke damit —"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als das donnernde Krachen der Geschütze rings alles erzittern machte . . .

Der Page war verschwunden.

Drinnen wurde aber noch die Suppe gegessen.



Bunte Chronik



* **Der wißbegierige Petroleumkönig.** Die von dem nunmehr 85jährigen Petroleumkönig Rockefeller zur Erinnerung an seine verstorbene Gattin begründete Laura Spellman Rockefeller-Stiftung hat, wie die Nak berichtet, der Universität von Chicago auf drei Jahre hinaus einen jährlichen Beitrag von 50 000 Dollar zur Verfügung gestellt. Mit diesem Geld sollen Erhebungen über die folgenden sechs Fragen angestellt werden: „Was verursacht die zahlreichen Familienzerwürfnisse in den Großstädten? Wie entstehen die Quartiere des Elends und wie kann man ihrer Entstehung vorbeugen? Wie entstehen die Quartiere des Lasters? Weshalb versäumen so viele Leute bei den Wahlen von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen? Wie verhält es sich mit dem Bandenunwesen unter den Jugendlichen und in welcher Verbindung steht es zur Politik, zu Arbeiterwirren, zu Laster und Verbrechen? Welchen Einfluß hat das Leben und Treiben in den Hotels auf die Hotelgäste und auf das gesellschaftliche Leben überhaupt?" — Welch beneidenswerter Mensch ist doch dieser Rockefeller: das viele, viele Geld und dazu die Sorgen um alle die vorstehenden Probleme!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.